

GYÖRGY DALOS

Dankrede zur Verleihung des Leipziger Buchpreises zur Europäischen
Verständigung im Gewandhaus Leipzig am 17. März 2010

Sehr geehrte Damen und Herren,
ich bedanke mich für den Buchpreis zur europäischen Verständigung bei der Stadt Leipzig, dem Freistaat Sachsen, dem Börsenverein des Deutschen Buchhandels und der Leipzig Buchmesse GmbH. Zu einer großen Dankbarkeit fühle ich mich gegenüber Frau Dr. Lerke von Saalfeld für ihre warme und verständnisvolle Würdigung meiner literarischen Tätigkeit verpflichtet. Ich betrachte diese Auszeichnung als eine wichtige Station meiner Laufbahn, die mich zu weiterem Schaffen ermutigen wird.

Meine Annäherung an die deutsche Kultur begann in Budapest, Mitte der fünfziger Jahre, als eine alte jüdische Dame mir die ersten Privatsprachstunden gab. Sie tat dies für eine Ergänzung ihrer bescheidenen Rente und das edle Vorhaben wiederum sponserte meine Großmutter aus ihrem Hilfsarbeiterlohn. Sie war der Meinung, diese Sprache muss ein Mensch, der auf seine Bildung etwas gibt, wie sie es ausdrückte, „trotz alledem“ lernen. Meine Lehrerin begann gleich mit der Weimarer Klassik, wobei die von ihr als Lehrstoff bevorzugten Werke: Goethes Faust und Schillers Balladen, nicht zu meinen leichtesten Lektüren gehörten. Gleichzeitig versuchte sie mir das Oeuvre des dritten Riesen, Heinrich Heine vorzuenthalten, denn diesen fand sie für mein zartes Alter zu sinnlich. Mit ihrer wohlgemeinten Warnung erweckte sie bei mir eine außergewöhnliche Neugier für eben diesen Lyriker.

Ausgerechnet im traurigen Monat November jenes Jahres, in welchem fast wortwörtlich unter unserem Fenster sowjetische Panzer rollten, las ich „Deutschland. Ein Wintermärchen“, allerdings damals noch auf Ungarisch, in einer Ausgabe, welche zum Anlass des Hundertsten Todestages des Dichters erschien -1956 war ja von der UNESCO zum Heine-Jahr erklärt worden. Heine gehörte zu den Heiligen unserer offiziellen Kultur, denn er befürwortete dieselbe Utopie, deren Verwirklichung das System auf die Fahne schrieb: „Ein neues Lied, ein besseres Lied/ O Freunde will ich euch dichten!/ Wir wollen hier auf Erden schon/ das Himmelreich errichten“, und „Die Jungfer Europa ist verlobt/ Mit dem schönen Geniesse/ Der Freiheit, sie liegen einander im Arm, / Sie schwelgen im ersten Kusse.“ Das las ich wegen des Stromausfalls bei Kerzenlicht, war begeistert von der wunderbaren Vision und stellte mir keineswegs die Frage: Was hätte der musikalischste aller deutschen Poeten zu dem Schlachtgetöse des Zukunftsstaates da unten auf der Straße gesagt?. Mit Dreizehn stellt man selten die richtigen Fragen, und von der realen Welt hat einer ebenso wenig Ahnung wie von dem ersten Kuss.

Ich könnte es aber auch anders erzählen, und zwar über Symbole, welche im Nachhinein einen Sinn zu erhalten scheinen. Von väterlicher Seite zogen meine Ahnen aus der Stadt Lugosch, heute Rumänien, unter dem Familiennamen „Deutsch“ am Beginn des 20. Jahrhunderts nach Budapest um, während der mütterliche Zweig „Berliner“ hieß und fast zur gleichen Zeit aus dem nordslowakischen Unterkubin in die ungarische Hauptstadt kam. Die unergründlichen Wanderwege des mitteleuropäischen Judentums führten die „Deutsche“ und die „Berliner“ erst um einige Jahrzehnte später zusammen. Dazwischen kam der Erste Weltkrieg, während dessen mein Großvater mütterlicherseits, Ármin Berliner als

Kriegesgefangener in Sibirien verschollen ist – seine in Deutsch und Sütterlin geschriebenen Feldpostkarten bewahre ich heute noch. Mit seinem Schicksal erschien am Horizont unserer Familiengeschichte ein neues Imperium: Russland. Als meine Mutter, Erzsébet Berliner, und mein Vater, Andor Deutsch, im Sommer 1942 heirateten, wütete bereits der Zweite Weltkrieg. Die Familie überlebte im Budapester Ghetto und hoffte auf ihre damals einzig reale Chance, nämlich, dass die Russen kommen und sie befreien.

Heute erscheint es mir so, als wäre ich, ein Nachkommen von „Deutschs“ und „Berlinern“, geradezu prädestiniert, ein Leben lang mit Deutschland und Berlin zu tun zu haben. Selbst mein fünfjähriges Studium in Moskau liefert eine Art Beweis hierfür. Ich bin als achtzehnjähriger Stipendiat des Budapester Kulturministeriums delegiert worden und war eher der damals modisch gewordenen Afrikanistik zugeneigt, aber die Aufnahmekommission der Lomonossow-Universität teilte mich aufgrund meiner zögerlich zugegebenen Deutschkenntnisse der Fachgruppe „Deutsche Zeitgeschichte“ zu, in der ich fünf Jahre später meine Diplomarbeit über das Heidelberger Programm der SPD schrieb. Allerdings erwies sich meine Förderung durch das System als vergebliche Liebesmüh – mein naiv-romantischer Kommunismus überschwappte bald in Zweifel und Ketzerei, die mich mit der Staatsmacht in Konflikt trieben. Im Herbst 1968, als ich theoretisch an der Schwelle meiner Karriere stehen sollte, gehörte ich bereits zu dem Menschentyp, über den man in Ungarn zu sagen pflegte: „Er hat eine große Zukunft hinter sich.“ Nach der Entlassung aus der Arbeit suchte ich Gelegenheitsaufträge: Mein erstes, lebensrettendes Honorar erhielt ich für die Übersetzung des Romans der DDR-Autorin Ruth Kraft „Insel ohne Leuchtfeuer“ – lediglich mein Name durfte nicht in dem Buch vorkommen.

Dies waren, sozusagen, meine unbewussten Begegnungen mit Deutschland. Später, als ich freier reisen durfte, fuhr ich jedes Jahr nach Ostberlin, um alte Freundschaften aufleben zu lassen und auch neue zu knüpfen. Hier lernte ich die kritische Literaturszene und Oppositionszirkel der DDR kennen. In Ungarn an die Peripherie des intellektuellen Milieus gedrängt, fand ich in den Kneipen und Dachwohnungen von Berlin-Mitte und Prenzlauer Berg eine vorbehaltlose Aufnahme. In der Gesellschaft von Heiner Müller, Klaus Schlesinger, Bettina Wegener, Thomas Brasch und Katharina Thalbach, fühlte ich mich wie eingebürgert. Ehrlich gesagt, empfand ich selbst die deutsche Teilung als nicht ganz absurd. Schließlich war auch meine Nation ewig gespalten, ohne dass sie für diesen tristen Zustand den Luxus von gleich zwei Staaten in Anspruch nehmen könnte.

Selbstverständlich lockte mich damals auch die Verbotene Stadt. Vom Postamt an der Friedrichstrasse rief ich über die unvergessliche Vorwahl 0849 nach Westberlin an. So traf ich im Café Unter den Linden Hans Magnus Enzensberger, der mich auf die mir damals absurd erscheinende Idee brachte, einen eigenen Band beim Westberliner Rotbuch Verlag zu veröffentlichen. Meine etwas holprigen Rohübersetzungen dazu bearbeiteten er, Brasch und, als Dritter im Bunde, der im bundesdeutschen Knast Werl einsitzende Anarchist Peter-Paul Zahl. Teile des Manuskriptes brachte Luc Bondy in seinen Schuhen durch den Eisernen Vorhang, und er musste heilfroh sein, dass ich damals noch keine Romane schrieb, die man nicht so leicht als orthopädische Einlage tarnen konnte. Bis heute bemühe ich mich, mich kurz zu fassen: Schließlich ist für mich Literatur über Grenzen und Büchermärkte hinweg immer noch Schmuggelware.

Ich dachte nicht, dass meine erste Publikation in Westberlin den Grundstein einer späteren Sozialisierung in der Bundesrepublik legen würde. Vielmehr begriff ich

diese als ein trickreiches Manöver, durch das ich die Rückkehr in die ungarische Literatur erzwingen kann. Auch als ich 1984 mit dem Stipendium des DAAD in Berlin-Wilmersdorf landete, wollte ich das erste Jahr meiner literarischen Laufbahn, in dem ich von anderen Sorgen befreit schreiben konnte, der ungarischen Muse widmen. Ich dachte, nun das Werk zu schaffen, das in meiner Heimat endlich akzeptiert wird. Traurig war ich höchstens darüber, dass ich aufgrund eines durch das MfS angestregten Einreiseverbots nicht in den Ostteil der Stadt durfte. Inzwischen wurden viele meiner Freunde von dort rausgeschmissen, aber bei weitem nicht alle. Ich wollte sie unbedingt wiedersehen. So fühlte ich mich an einer Wende, ich meine: Wende zum Guten in der DDR, geradezu egoistisch interessiert.

Ob ich aber den Zusammenbruch des Ostblocks wollte, wie ich diesen zwanzig Jahre später in meinem Buch *Der Vorhang geht auf* zu schildern versuche? Ja und nein. Ich wollte, dass der Stolz der Mächtigen bestraft wird und die Bedrängten Rechte erhalten, dass die Lüge und Gewalt entlarvt werden und die Gesellschaft endlich in den Genuss ihrer Freiheit kommt. Einen staatlichen Rahmen hierfür konnte ich mir wenig vorstellen – Staat war für mich immer etwas, das die Demokratie bestenfalls nüchtern kontrolliert, nicht jedoch in verrückter Weise durchsetzt. Außerdem wusste ich nicht, ob ich, als notorischer Neinsager, konstruktiv zur Gestaltung eines neuen Systems beitragen kann.

In den neunziger Jahren fand ich ein Terrain, auf dem mein Handeln mir sinnvoll erschien: Die Kulturvermittlung. Ich leitete das Collegium Hungaricum Berlin und war literarischer Kurator des Ungarnschwerpunkts auf der Frankfurter Buchmesse 1999. In jenen Jahren machte ich genügend Erfahrungen damit, wie schwierig es sein kann, selbst mit frei gewählten Regierungen zusammenzuarbeiten. Und trotzdem erlebte ich eine Zeit, die mich neben dem Persönlichem stärker als je an Deutschland und an Berlin gebunden hat. Offensichtlich war jedoch meine Abenteuerlust über Frankfurt 99 nicht ganz befriedigt, denn ich arbeitete einige Jahre später am kroatischen Gastlandprojekt von Alida Bremer, hier, auf der Leipziger Buchmesse. Als Schriftsteller war ich selber über meine Freude verwundert, Ereignisse entstehen zu lassen, die man in meinem Beruf lieber selber frei erfindet.

Erlauben Sie mir noch ein paar Worte zu Ungarn. In meinem Lande, dem ich immerhin die meisten sprachlichen und kulturellen Impulse zu verdanken habe, etablierte sich eine ziemlich friedlose Demokratie. Der Kalte Krieg zwischen den Großparteien hat mehr als genügend Spielraum für den primitiven und aggressiven Rechtsradikalismus freigesetzt. Ungarns Probleme sind ansonsten mit denjenigen von vielen Reformstaaten vergleichbar: Inflation, Arbeitslosigkeit, Korruption und mangelnde Kompetenz seiner Eliten. Andererseits leidet das Land auch an sich selbst: Es findet keine Ruhe vor der gehässigen Atmosphäre, welche in eine kollektive Angstneurose überzugehen droht. Ebenso wie manche Krankheiten erst behandelt werden können, wenn das Fieber nachlässt, müsste die Republik zuerst ihre lange gepflegte Hasskultur loswerden, um ein soziales und politisches Gleichgewicht erreichen zu können.

Bei den Erinnerungen an das Jahr 1989 stelle ich mir häufig die Frage: Damals waren die halblegalen, schwachen neuen Parteien bereit, selbst mit dem kommunistischen Gegner Verhandlungen zu führen, welche den Übergang von der Diktatur in die Demokratie ermöglichten. Was hindert sie nun jetzt daran, eine ebenso friedliche Transformation der schlechten Demokratie zu deren besseren Variante in Gang zu setzen und dadurch die Rechtsextremisten zu isolieren? Der Weg dazu führt vielleicht über einen Möbelstück, das sich vor zwei Jahrzehnten

einmal schon bewährt hatte. Ich meine den Runden Tisch. Hoffentlich müssen wir auf ihn nicht weitere zwanzig Jahre warten.

Ich bedanke mich für Ihre Aufmerksamkeit.